

4

Wären die Musterschülerinnen nicht eingehend vor den Einflüsterungen des gefallenen Engels gewarnt worden, würden sie glauben, dass diejenigen Erziehungsberechtigten, die sich in ihrer Jugend an die Ordensgemeinschaft der Töchter von Santa Ana gebunden hatten, es aus größter Not taten, weil sie nämlich keinen Mann an der Angel gehabt hatten. Angenommen, es wären, von dem Himmlischen abgesehen, jemals andere Kandidaten vorhanden gewesen, die sie in die Wüste hätten schicken können, waren die Verehrer wahrscheinlich viel zu früh gestorben, Opfer der aberwitzig weitverbreiteten Gutgläubigkeit an die vermeintlich gute Luft von Buenos Aires. Oder sie waren an einen entlegenen Ort gebracht worden, eventuell in ein Lungensanatorium auf einem Berg, ein beschwerlicher Weg mit unzähligen Stufen, und auf dem Plateau: gleich die Himmelsleiter, eine allerletzte Station in der Provinz Salta oder Tucumán, auf jeden Fall sehr weit weg, so dass jeglicher Annäherungsversuch zwischen den Liebenden zum Scheitern verurteilt war. Es muss sich um ein schlimmes Übel gehandelt haben, das die jungen Frauen von damals dazu getrieben hatte, sich den strikten Regeln von Armut, Keuschheit und Gehorsam zu unterwerfen. Heute führten die Schwestern von SANTA ANA ein ruhiges, geordnetes Leben. Jedes Jahr vor Weihnachten spendeten sie Trost und Geld an die Leprosarien. Sie klagten nie, vertraten aber offenherzig die Meinung: Früher war alles besser. Keine Frage. Ihre Schutzbefohlenen konnten sich das sehr gut vorstellen, denn inzwischen war die Mère Supérieure mit ihren sechzig Jahren überfordert und mit ihren neunzig Kilo übergewichtig, Sœur Inmaculada war auf ein Hörgerät angewiesen und Sœur Encarnación so alt wie Methusalem, ihre Schildkröte. Sœur Concepción kämpfte gegen Hitzewallungen, obwohl sie es nicht zugeben wollte, denn Koketterie ist eine hässliche Sünde. »Sehr hässlich«, behauptete Sœur Asunción, die eine Vorliebe für bittere Kräutertees hatte, die sie mit einer Blasenschwäche kombinierte. Sœur Rosario hatte alle vierzehn Tage Mundgeruch und Sœur Remedios Warzen, die sie erfolglos besprach. Sœur Dolores schlurfte, und Sœur Auxiliadora roch stark nach Desinfektionsmittel. Sœur Trinidad schien sich mit ihrem Geschick abgefunden zu haben und pflegte einen dezenten Damenbart. Sœur Consuelo war die Brillenschlange und Sœur María eine absolute Ausnahmeerscheinung. Die Nummer

zwölf unter den Nonnen war wie das vierblättrige Kleeblatt mitten auf der Wiese. Durch und durch glückverheißend.

5

»Gütiger Himmel«, wisperten die Mädchen, außerstande, die Augen von der Schwester abzuwenden, die von einem Tag auf den anderen in ihrer Schule aufgetaucht war.

»Sie ist bildhübsch!«

»Und blutjung!«

»So wie wir, quasi!«

Erst als die Neue anfang, mit aller Selbstverständlichkeit bei ihnen ein und aus zu gehen und sie en passant zu begrüßen, konnten die Schülerinnen dem Gedanken Glauben schenken, dass diese Nonne offensichtlich gekommen war, um zu bleiben. Nachdem die aufkeimende Hoffnung innerhalb einer Woche zur unverrückbaren Erkenntnis gereift war, waren sie noch lang nicht in der Lage, ihr Glück zu fassen.

Demütig holten die Lernenden ihre Tagebücher heraus, um dort Eingebungen und Mutmaßungen über Sœur María festzuhalten, deren Eltern sie womöglich bestrafen, weil sie unstandesgemäß liebte, einen Dahergelaufenen, den Postboten oder den Zeitungsjungen. Das würde erklären, weshalb sie ihre Tochter bei der Mère Supérieure abgeliefert hatten, im Schutz der Nacht musste es passiert sein, denn keines der Mädchen hatte etwas mitbekommen. In ihre Gebete schlossen die Verträumten sogar eine Stiefmutter ein, einen furchtbaren Drachen, der es nicht ertragen konnte, mit der personifizierten Schönheit unter einem Dach zu leben – anders als sie im SANTA ANA. Sie selbst hatten Übung in der Anbetung wahrer Schönheit. Zu ihren Pflichten gehörte das Praktizieren der *Vita contemplativa*, wofür sie freitags die Annenkapelle besuchten und vor der überwältigenden Altarikone eine halbe Stunde niederknieten.

Das Refugium der Stille lag etwas abseits auf dem weitläufigen Gelände, das zur Straße hin durch einen Zaun und ein doppelflügeliges Tor abgeschirmt wurde, dessen ziselierter Gitterstäbe gleich Sonnenstrahlen ein Kreuz einfassten. Derlei eingekesselt blieben das zweistöckige hufeisenförmige Gebäude, das Kloster und Schule in einem war, und der Schulhof, der in den Obstgarten überging und dieser wiederum in den Gemüse-, den Kräuter- und den Blumengarten, welcher irgendwann *mutatis mutandis* zur Kleewiese wurde, auf der seit einigen Jahren erst die Kapelle thronte, die der Mutter Marias geweiht war, als deren direkte Nachfahren sich die Nonnen von SANTA ANA seit eh und je begriffen. Darin, zur Verehrung ausgestellt, hing die Reproduktion

einer byzantinischen Wandmalerei aus dem achten Jahrhundert nach Christus, auf der die heilige Anna den Zeigefinger vor dem Mund hielt, als wollte sie die Besucherinnen erinnern, dass sie eine Schweige- und Kontemplationsstätte betreten hatten. Die Erhabenheit und Anmut der Dargestellten verschlug ohnehin allen, die sie erblickten, die Sprache. Zurück auf dem profanen Pflaster des Schulhofs, weit weg von der Kleewiese, wagten die Schülerinnen, die Ahnungen in Worte zu fassen, die sie seit Anbeginn gehegt hatten. Sie ahnten, dass irgendetwas nicht stimmte mit den angeblichen Verwandtschaftsbeziehungen. Sie konnten sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass die Nonnen, die sich *Töchter von Santa Ana* nannten und die auf jedes Papier und jedes Comunique den Stempel mit der weißen Lilie, den Institutsinitialen und dem Signet *Hijas de Santa Ana* drückten, von dieser erhabenen Frau abstammen sollten. Die Mädchen kultivierten ihre Ahnungen. Sie vermuteten, dass dieser Sachverhalt nicht familiärer, sondern theologischer Natur war. Die Sache war paradox und womöglich dogmaverdächtig. Die betagten Nonnen kamen ihnen wie Jesu Großmütter vor, aber partout nicht wie die Töchter der zeitlosen Schönheit an der Wand. Die Schülerinnen wähten vielmehr, dass die Kapellenheilige ihnen eine Schwester sein könnte, eine, die sich sehen ließe und zu der sie gern hinaufschauten, eine große Schwester, die ihnen vom Altar aus anrug, sich ein Beispiel an ihr zu nehmen und – Ahnungen hin oder her – sich in Schweigen zu hüllen, darüber, dass einzig und allein Sœur María der Sankta wie aus dem Gesicht geschnitten schien. Dass strenggenommen niemand anders Anspruch erheben dürfte, in direkter Ahnenlinie mit ihr zu stehen. Dass die Annenkapelle, so gesehen, ihre Ahnenkapelle sei. Dass Sœur María höchstwahrscheinlich im Bilde sei und dass die göttliche Vorsehung – die nicht so unergründlich war, wie die alten Nonnen immer vorgaben – die verlorene Tochter daher zu ihnen geführt habe. Dass man sich nicht gleich in Unkosten zu stürzen brauche, weil sie wiedergefunden wurde, aber dass es in der Bibel ganz klar geschrieben stehe, man solle das feiern.

6

Teresa kontrollierte jede Nacht beim Zubettgehen den Zustand ihrer Füße. Immer noch keine Blase. Mit einer Verformung hätte sie so schnell nicht gerechnet, auch eine Gelenkentzündung wäre zu viel verlangt, aber es gab nicht einmal eine Quetschung oder einen zerdrückten Nagel. Das machte ihr zu schaffen. Sie untersuchte aufs Neue gewissenhaft Sohle, Rücken, Knöchel, Spann und Zehen nach irgendwelchen Einrissen, Verfärbungen oder Austrocknungen, doch die inspizierte Haut sah an etlichen Ecken und Enden rosig aus. Vor einigen Wochen war sie zuversichtlich gewesen, in der nahen Zukunft könnte dies anders werden. Mittlerweile war der *Status quo* ihr ein Dorn im Auge. Griesgrämig, weil kein sichtbares Zeichen der Veränderung sich einstellen wollte, verstaute sie ihre Lupe unter dem Kopfkissen.

Unterwegs war Teresa Gianelli, seitdem in ihrer Familie ein Brüderchen (behauptete die Mutter) oder ein Schwesterchen (entgegnete der Vater) unterwegs war. Da in jedem Fall Herausforderungen auf sie zukamen, scheute sie keine Mühe, ihnen entgegenzutreten. Diese Aufbruchsstimmung entsprach dem Lernstoff im INSTITUTO SANTA ANA. Von dem Moment an, in dem Sœur María Unterrichtsstunden übernommen hatte, drehte sich alles um das Zweite Vatikanische Konzil und seine weitreichenden Folgen. Die Nonne sprach vom *aggiornamento*, einer italienischen Vokabel, die en vogue zu sein schien. Während Teresa sich an die Spitze der propagierten Erneuerung phantasierte, musste die Schwester den armen Teufeln, die nichts mitbekamen und hinterherhinkten, die Botschaft des Zweiten Vatikanums aber und abermals verkünden. Ein Konzil, so wurde sie nicht müde zu erklären, sei ein Jahrhundertereignis. Das erste habe 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erhoben, das zweite sich Anfang der 1960er Jahre vorgenommen, fortschrittlichere Wege zu beschreiten, wenngleich sämtliche bekanntermaßen nach Rom führten. Teresa war noch nie in der heiligen Stadt gewesen, sie wusste aber, dass Jesus in grauer Vorzeit Petrus auserkoren hatte, auf einem bestimmten Felsen seine Kirche zu bauen. Jetzt sah es ganz danach aus, als sollte die vorangeschrittene Petrifizierung, die Versteinerung der römisch-katholischen Kirche, wieder rückgängig gemacht werden. Wahrscheinlich deshalb nannte die Schwester das Zweite Vatikanum eine Revolution, ja, eine radikale Umwälzung. »Wir erwarten, dass das Konzil frische Luft hereinweht«, verkündete Sœur